

*Clemens Heydenreich: Revisionen des Mythos. Hiob als Denkfigur der Kontingenzbewältigung in der deutschen Literatur (Walter de Gruyter: Berlin/Boston 2015)*

Dass das biblische Hiobbuch nicht nur selbst zu den herausragenden Werken der Weltliteratur zählt, sondern diese zudem immer wieder nachhaltig angeregt hat, ist eine schon oft beobachtete und auch wissenschaftlich sowohl aus theologischer wie auch aus literaturwissenschaftlicher Sicht breit erforschte Einsicht. Da ist man schon neugierig: Welche *neuen* Zugänge kann es zu dieser Fragestellung geben?

Der Verfasser dieser Arbeit – 2011 als germanistische Dissertation an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg eingereicht – stellt sich und den Lesenden die Frage selbst in aller wünschenswerten Transparenz: „Warum sollte es ihrer [dieser Studie] bedürfen?“ (S. 1) Seine Antwort: Er betrachtet die Fragestellung und die untersuchten Texte unter neuen „kulturwissenschaftlichen Blickwinkeln“ (S. 2). So bestimmt er das Thema des Hiobbuches überzeugend als „das Problem der Erfahrung und Bewältigung von Kontingenz“ (S.3). Das Spezifikum dieses Textes liege darin, dass er die „Kontingenz nicht nur bewältigt, sondern auch konkret von ihr erzählt“ (S. 6).

Dieser Zugang wird zunächst theoretisch entfaltet. Kontingenz als „Sphäre aller Sachverhalte, die zwar so sind, wie sie sind, die aber [...] auch anders hätten kommen können“ und deshalb die Frage aufwirft, „ob und inwieweit es im Spielraum menschlichen Handelns liegt, sie anders kommen zu lassen“ (S. 4), lässt sich in der Tat auf das Hiobproblem übertragen. Ausgespannt zwischen der „Zone der Nicht-Verfügbarkeit“ auf der einen und den menschlichen „Handlungs- und Bewirkbarkeitsoptionen“ (S. 6) auf der anderen Seite erhält das Hiobbuch zunächst ein eigenes kulturwissenschaftlich ausbuchstabiertes Profil (S. 17-40). Als „selbstreflexives Mythem“ (S. 36) nimmt es die Gestalt eines Mythos an, der bisherige Mythen aufgreift, um sie neu zu formulieren und an veränderte Erfahrungen und Deutungen zu adaptieren.

Unter dieser Prämisse greift Verf. nun mehrere Stationen der literarischen Hiob-Rezeption auf, um sie intensiv auszudeuten. Unklar bleibt, nach welchen Kriterien er dabei vorgeht. Karl Wolfskehl, einer der herausragenden Hiob-Dichter der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts, bleibt etwa genauso unerwähnt wie Joseph Roths viele analysierter „Roman eines einfachen Mannes“ „Hiob“ (1930). Warum? Dass die Auswahl „erstmal“ (gewagte Setzung!) „Hiob-Texte von vor und nach der Schwelle zur Neuzeit in einer Studie vereint“ (S. 14), ist treffend beschrieben. Aber dass die konkrete Textauswahl in einer „gleichsam spielerische[n] Streuung“ (ebd.) nach den Maßgaben größtmöglicher Diversität erfolgt, reicht in einer wis-

senschaftlichen Arbeit als Kriteriologie schlicht nicht aus. Kein Wort zum Corpus, aus dem heraus die Auswahl erfolgt. Kein Wort zur Begründung der Nichtaufnahme wesentlicher und viel beachteter Autorinnen und Autoren sowie Texte. Das bleibt unbefriedigend.

Die vorgelegten Analysen überzeugen. Vor allem die ausführlich und detailliert entfalteten Deutungen älterer Literatur erschließen neue Dimensionen: Die zu *Hartmann von Aues* „Der Arme Heinrich“, zu *Johannes Lorichius'* „Iobus patinetiae spectaculum“ und *Hans Sachs'* „Ein Comedi [...] der Hiob“, sowie zu *Johann Christian Günthers* „Geduld, Gelaßenheytt, treu, fromm und redlich seyn“. Die Ausführungen über Hiob und Goethes Faust sowie über Heine und Hiob unter der Überschrift „Theatrale Anthropodizeen“ (S. 131-171) setzen die Linie gründlicher und überzeugender Deutungen fort, stoßen aber – wie viele der folgenden Ausführungen – in Felder dichter bereits vorliegender Vor-Deutungen hinein. Das Ureigene des hier vorgelegten Zugangs wird dabei nicht immer ersichtlich.

Das Kapitel „Hiob-Lyrik im 20. Jahrhundert“ (S. 187-230) wartet zunächst mit einem eigenen spektakulären Fund auf, der den Text-Sichtern bisher entgangen ist: Von *Karl May* stammt ein frühes Hiob-Gedicht (um 1905 entstanden), in dem dieser sich im Bilde Hiobs spiegelt, darin *Yvan Goll* ähnlich. Die Deutungen zu den Texten von Goll, *Paul Celan*, *Nelly Sachs*, *Margarete Susman*, *Günter Kunert* und *Johannes R. Becher* halten das dichte Niveau, müssten aber in Detailanalysen ihren Eigenwert im Blick auf bisherige Deutungen erweisen. Ein vor allem nachzeichnendes Resümee (S. 231-238) und ein umfangreiches Literaturverzeichnis (239-249) runden die Studie ab.

Verf. legt eine in sich völlig überzeugende Arbeit vor, in der eine klar vorgegebene eigene Fragestellung die Darstellung strukturiert. Der Diskurs zwischen Literaturwissenschaft und Theologie wird so um einen weiteren Baustein bereichert.

Wenige Rückfragen legen sich nahe: Schon benannt wurden die unbefriedigenden Ausführungen zur Auswahl der Texte, gerade auch im Blick auf prominente Auslassungen. Die sind gewiss begründbar, aber die Kriterien wären schon interessant.

Gravierender sind manche Ausblendungen aktueller Forschungen auf theologischer wie germanistischer Seite. Erstaunlich: Die Literatur- und Diskurserfassung der Arbeit ist nicht stets auf aktuellem Stand. Und das hinterlässt Spuren: Seit der von *Barbara Glauert-Hesse* herausgegebenen Gesamtausgabe der Werk *Yvan Golls* (2006) ist etwa erwiesen, dass der von Heydenreich gewählte Hiobtext (S. 194) nicht zu den gültigen Texten *Yvan Golls* zählt, ein Faktum, das vorher nicht bekannt war. Die Ausführungen hierzu bleiben so allerdings fragwürdig. Zudem gibt es neuere Hiob-Texte, etwa das Drama „Hiob proben“ von *István Eörsi* (1999)

oder Hiob-Gedichte von deutsch-jüdischen Lyrikern wie *Manfred Winkler* oder *Annemarie Königsberger* aus dem 21. Jahrhundert, die noch einmal spannende aktuellere Ausweitungen ermöglicht hätten. Der neueste hier beachtete Text stammt von 1977!

Was herausfordernd wäre: Von dieser Arbeit aus einen Diskurs zu eröffnen, was nun tatsächlich die unterschiedlichen Zugänge zu einem theologisch-literarischen Dialogfeld, wie das in der Studie gewählt, ausmacht: Wo arbeitet die Theologie grundlegend anders als die Literaturwissenschaft? Wo kommen sie – bei je eigenständiger Begrifflichkeit – zu strukturell und substantiell vergleichbaren Ergebnissen? Ein nicht geringer Verdienst dieser Studie liegt darin, diese hermeneutischen Fragen neu anzuregen.

*Georg Langenhorst, Augsburg März 2016*